

Prolog

Lorch, 24.02.1149

Eisiger Wind peitschte um das Haus. Ab und an heulte er in den Ritzen, und die Dielen ächzten unter seiner Wucht. Heinrich saß vor dem Kamin und horchte beunruhigt. Im kommenden Frühjahr musste er dringend die Westseite des Hauses ausbessern. Hoffentlich stürzte ihnen bis dahin nicht die Wand ein.

„Nur Güte und Gnade werden mir folgen mein Leben lang, und ich werde bleiben im Hause des Herrn immerdar“, rezitierte er leise seinen Lieblingspsalm und hob den Becher, der neben ihm auf dem Boden gestanden hatte, an seine Lippen. Der Wein brannte angenehm.

Nachdenklich starrte Heinrich in die Flammen, die munter flackerten, und nippte an dem Getränk. Abgesehen von Wind und Feuer war es still im Vogtshaus. Schade, dass Theodora so früh zu Bett gegangen war. Er hätte die Gesellschaft seiner Tochter sehr geschätzt. Müde schüttelte er den Kopf. Sobald die Flammen herunter gebrannt waren, würde er die Glut mit der Schaufel gut verteilen. Dann sollte genügend Wärme nach oben in die Schlafzimmer steigen und das Feuer war bald klein genug.

Heinrich stellte den Becher ab und rutschte breitbeinig auf dem Stuhl vor. Gelassen legte er die Arme auf seine Oberschenkel und schloss die Augen. Ob sich König Konrad noch lange im Heiligen Land aufhalten würde? Ihm wäre bedeutend wohler, wenn der Staufer endlich zurückkehren würde und nicht länger dessen Neffen die Verwaltung oblag. Sollte er die Witwe des Ulmer Schusters ohne das Einverständnis des Königs ehelichen? Konrad sah es gar nicht gerne, wenn seine Ministerialen walteten, wie es ihnen gefiel. Oder er fragte doch den jungen Friedrich von Schwaben um Erlaubnis ...

Ein erstickter Schrei riss ihn aus seinen Gedanken.

Erschrocken sprang Heinrich auf und der Stuhl knallte zu Boden.

Er lauschte.

Wind heulte.

Das Feuer knisterte.

Ein Holzsplitter knackte.

„Thea?“, rief Heinrich nach seiner Tochter.

Ein dumpfer Schlag - kam das nicht aus ihrem Zimmer? Er wirbelte nach rechts, riss die Tür auf und stürzte zur Treppe, die ins Dachgeschoss führte. Da! Wieder! *Gnädiger Gott, steh mir bei, was geschieht mit meiner Tochter?* Er stolperte in ihre Stube und erstarrte.

Auf dem Fenstersims flackerte eine Kerze. Der Schein warf tanzende Schatten auf die Kleidertruhe, das Bettlager, den Boden und auf Theodora, die dort lag. Ihre Lider klappten auf und zu, und das Weiße ihrer Augäpfel stach in dem dunklen Zimmer leuchtend hervor. Ihr Mund war zu einem stummen Schrei verzerrt. Die dunkelbraunen Locken lagen wirr um ihren Kopf. Ein widerliches Ächzen entflohr ihr. War das Spucke? Ja, Spucke, die ihren Mundwinkel herabrann.

„Allmächtiger!“ Heinrich hockte sich neben sie und streckte die Hand nach ihr aus, hielt aber sofort inne, als Thea sich bewegte.

Sie hob das Becken, drückte ihren Rücken durch. Ihr Bauch wölbte sich, höher, immer höher. Ihre Beine rutschten seitlich weg. Und dann krachte sie wieder zusammen, donnerte auf den Boden. Sie zuckte nach links, stöhnte und drehte den Kopf, ließ ihn kreisen. War sie von Sinnen?

„Thea?“ Zaghafte griff er nach ihrer Schulter und rüttelte sie. „Komm zu dir, Kind, bitte!“ Wieso reagierte sie denn nicht? „Wach auf!“ Er packte sie fester.

Sie warf sich nach rechts und schleuderte seinen Arm mit einer solchen Wucht zurück, dass Heinrich schmerzhaft auf sein Steißbein prallte. Fassunglos rieb er sich das Handgelenk. Es brannte, als hätte er zu schwer getragen. Wie konnte Theodora so viel Kraft aufbringen?

Er stockte. *Ein Mensch mit einem unreinen Geist. War oft mit Fesseln und Ketten gebunden. Hatte die Ketten zerrissen und die Fesseln zerrieben; niemand konnte ihn bändigen.*

„Nein“, wimmerte er. „Nicht Thea, nicht meine Tochter, bitte nicht.“ Bibelverse wirbelten durch seine Gedanken.

Sie warf sich nach rechts.

Mein Name ist Legion, denn wir sind viele.

Ihr ganzer Körper schüttelte sich.

Unreiner Geist.

Sie ächzte, stöhnte und schlug um sich.

Dämon!

„Bitte“, jammerte er, zog die Beine an den Oberkörper und vergrub das Gesicht in den Händen. Er konnte es nicht sehen. Das Gestöhne drang ihm bis ins Mark. „Nimm es von ihr. Vertreibe ihn. Oh Gott, vergib uns unsere Schuld, und führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Bösen!“ Verzweifelt blinzelte er gegen die Tränen an. Schauer durchliefen seine Glieder. Unablässig. Auch als das Stöhnen endlich verstummte und Theodora nur mehr dalag.

Es war ruhig.

Allein ihr Atem dröhnte laut.

„Va-ter?“, fragte sie erstickt.

Er senkte die Hände und starrte sie an.

Sie tastete über den Boden. Ihre Finger wanderten in seine Richtung, näher, bis sie sich in den Stoff seiner Beinlinge krallte, als ob sie sich versichern wollte, dass er wirklich da war. Erleichtert atmete sie durch. „Es ist vorbei“, flüsterte sie und lächelte ihn schwach an.

Heinrich blinzelte. Sie war wieder da. Das war sein Kind! Er war weg, der böse Geist. „Thea? Guter Gott. Wie fühlst du dich?“

„Müde“, flüsterte sie. „Ich ... Ich konnte nicht schlafen.“

„Warte. Ich helfe dir.“ Er sprang auf, griff ihr unter die Achseln und stellte sie auf die Füße. Sie schwankte. Ihr braunes Gewand klebte an ihrer Haut. Es war völlig vom Schweiß durchnässt. Auf wackligen Füßen trat sie zu ihrem Bett, ließ sich darauf nieder. Heinrich legte ihre Beine auf das Lager, nahm die Decke und wickelte es fest um ihren Körper, der vor Anstrengung zitterte. Liebevoll strich er ihr die feuchten Haarsträhnen aus dem Gesicht.

Theodora lächelte mit geschlossenen Augen. „Johann ...“ Ihre Stimme war schwach, kaum brachte sie die Worte über die Lippen, ein heiseres Flüstern: „Johann hat immer gesagt, dass ich furchtbar aussehe und meine ganze Schönheit ...“ Sie hustete. „... wie eine Blume verwelkt wäre. Man muss die Blume gießen, hat er gesagt. Ich ...“ Schwer schluckte sie.

„Ich habe Durst, Vater.“

Fassungslos verharnte seine Hand an ihrer Wange. Er hatte sich verhört! „Das ist dir schon früher passiert? Schon bei der Herrin von Sulzbach?“ Sogar in Gegenwart dieses Badenbergers. Und sie hatte es ihm verschwiegen, genauso wie sein zukünftiger Schwiegersohn. Ihm wurde elend zumute. Es war nichts Einmaliges. Es war schon häufiger vorgekommen. Und der dunkle Geist würde wiederkommen!

Sie zuckte mit den Schultern. „Johann passt auf mich auf, hat er gesagt“, murmelte sie, ehe ihr die Augen zufielen.

Für einige Herzschläge verkrampfte sich Heinrich, erwartete beinahe, dass der Dämon sie erneut packte. Doch Theodora atmete ganz ruhig. Sie schlief, hatte es überwunden. Momentan zumindest. Sein armes Kind. Seine hübsche Tochter. Von einem Dämonen heimgesucht. Sie konnte doch nichts dafür!

„Erbarm dich, Herr, sei ihr gnädig“, flüsterte er, „ich flehe dich an. Ich tue alles, was du willst - hörst du? Alles!“

Heinrich wischte sich über die feuchten Augen. Sein Blick wanderte über das Schrägdach zu dem kleinen Fenster. Die Kuhhäute, die zum Schutz gegen Schnee und Kälte zusätzlich zu den Klappläden davor gespannt waren, wurden von den Windböen nach innen gewölbt. Der Kerzenschein malte flackernde Schatten auf das Leder, ein gespenstischer Schemen - wie der unliebsam Geist, der sein Haus bedrängte.

Kapitel 01

Venedig, 18.03.1149

Der Wind zerrte an Johanns Mantel und trieb ihm den Geruch von Salz und Fisch in die Nase. Er stand an der Reling und betrachtete mit zusammengekniffenen Augen den Horizont. Allmählich vertrieb die Morgensonne den Nebel und gab den Blick auf einen schmalen Streifen Land frei. Johann atmete erleichtert durch. Die venezianische Küste. Endlich!

Der Bug des Handelsschiffes teilte die Wellen unter sich und hielt kontinuierlich auf das Festland zu. In der Geschwindigkeit hatten sie Venedig spätestens am Nachmittag erreicht. „Bald bin ich wieder bei dir“, flüsterte Johann.

„Sprichst du mit dir selbst, Badenberger?“

Johann zuckte zusammen und wirbelte herum. Bero stand hinter ihm. Der alte Ritter hob seine Brauen und sah auf Johanns Hand, die an seiner Hüfte lag, dort, wo die letzten beiden Jahre über das Schwert seinen Platz gehabt hatte. Hastig verschränkte Johann die Arme vor der Brust und wandte sich wieder der See zu, in der Hoffnung, die Schamesröte zu verbergen.

Bero trat neben ihn. Der Wind fuhr durch das ergraute Haar des Ritters. „Ich wache nachts manchmal auf und greife als erstes nach meinem Dolch“, sagte er. „Wenn er nicht an seinem Platz ist, fange ich an zu schimpfen und meine Knappen zu verfluchen, bis mich von irgendwo ein Stiefel trifft.“ Er grinste und rieb sich die vernarbte Schläfe. „Die Händler und Matrosen finden meine nächtlichen Tätigkeiten nicht sehr angenehm, aber es ist nicht meine Schuld. Genauso wenig, wie es deine ist. Es ist nichts, weswegen wir uns schämen müssen. Sie haben nicht im Krieg gekämpft. Wir schon.“

Leider, brannte Johann auf der Zunge, doch er schluckte es.

„Woran hast du gedacht?“, wechselte Bero gutmütig das Thema.

Einen Moment zögerte Johann, ehe er leise nuschelte: „An Theodora.“
Lachend schüttelte Bero den Kopf.

Johann warf ihm einen lauernden Blick zu. „Was?“

„Nichts.“ Der alte Ritter grinste, wobei er seine gelblich verfärbten Zähne entblößte. Kameradschaftlich stieß er Johann in die Seite. „Es erstaunt mich nur immer wieder, wie sehr dich dieses Weib verzaubert hat. Bist du sicher, dass sie keine Hexe ist?“

Theodora sank neben ihm auf die Knie und blieb für einige Wimpernschläge apathisch sitzen. Erschrocken hockte er sich neben sie und legte vorsichtig einen Arm um ihre Schulter, flüsterte beruhigende Worte, bis sie sich wieder fing. Verwirrt blinzelte sie ihn an und sah sich um. „Warum sitzen wir hier?“ Ebe die Erkenntnis über ihre Miene flackerte und sie düster fragte: „Es ist schon wieder passiert?“

„Bist du sicher, dass du keine Visionen hast?“, versuchte er zu scherzen. „Viel leicht bist du ja eine Prophetin.“

Theodora lachte bitter. „Eine miserable Prophetin, ich kann mich ja an nichts mehr erinnern.“

Nein, seine Theodora war keine Hexe! Entschieden fauchte Johann: „So ein Blödsinn. Als ob du deine Frau nicht genauso vermissen würdest.“ Er stützte die Arme auf der Reling ab und drehte das Gesicht in den Fahrtwind, der mit seinen hellen Locken spielte und sie ihm immer wieder gegen die Wangen peitschte.

„Sicher. Sonst hätte ich dich nicht begleitet“, brummte Bero neben ihm. „Allerdings weiß ich nicht, ob ich es für sie tatsächlich riskieren würde, bei meinem königlichen Bruder in Ungnade zu fallen. Vor allem, wo sie nicht einmal deine Ehefrau, sondern nur eine einfache Ministerialtochter ist.“

„Konrad ist mein Halbbruder“, verbesserte er. „Und Otto hat ihn bei Pula auch verlassen. Wir werden ihn ja zu Pfingsten in Salzburg wieder treffen. Er hat zugestimmt.“ Johann verschränkte die Hände ineinander, um zu verbergen, wie sehr seine Finger zitterten. War es Vorfreude? Oder Nervosität? Angst? Er wusste nicht, um wen er sich mehr sorgte. Konrad hatte sein Gefolge, das ihn sicher über Aquileja nach Salzburg zurückbringen würde. Und Theodora befand sich eigentlich nicht in Gefahr. Dennoch hatte er Angst um sie. Diese vermaledeite Krankheit!

„Es wird Zeit, dass du das Weib mal wieder richtig durchnimmst. Oder sie dich. Die ganzen Sorgenfalten stehen dir nicht. Du siehst furchtbar

aus.“

„Danke für das Kompliment.“ Johann lachte. Rau und gekünstelt.

„Ist sie es wert?“ Bero musterte ihn aufmerksam.

Johann stutzte. „Wieso fragst du mich das ausgerechnet jetzt?“

„Eine Schifffahrt ist nie ohne. Aber zu zweit über die Alpen zu reiten ist eigentlich eine bodenlose Dummheit. Und ich weiß, wenn ich nicht ebenso besorgt um meine Ländereien wäre und dich begleiten wollte, wärst du ohne mich gegangen. Alleine über die Berge. Ist sie das wert, deine Theodora?“ Beros dunkelbraune Augen bohrten sich in seine, suchten in seinem Gesicht nach der Wahrheit.

Johann erwiderte den Blick nachdenklich. Er fand einfach keine Ruhe mehr. Ständig hatte er zu hören bekommen, dass es nur mehr einen weiteren Monat dauern würde. Nur einen weiteren Monat. Zehn Monate lang. Und nun wollte er keinen Tag länger warten. Er hielt es einfach nicht aus. Ob sie es wert war? Er erinnerte sich, wie Theodora forschen Schrittes durch die Burg eilte. Wie das Kleid um ihre Waden schlingerte und sie ihre Hüften wiegte. Wie sie sich zu ihm umdrehte und das volle, braune Haar in sanften Wellen ihr Gesicht umspielte. Wie ihre rehbraunen Augen ihn unverhohlen anstrahlten. Wie ihre Lippen schmeckten. Die Haut an ihrem Hals. Wie sie süß stöhnte und sich im Bett über ihm räkelte.

Ein Lachen riss ihn aus seinem Tagtraum. Bero hob beschwichtigend die Hände. „Schon gut. Bevor dir noch der Geifer aus dem Mund rinnt: Ich sehe schon, sie bedeutet dir wirklich viel.“

„Ich werde sie heiraten“, entgegnete Johann entschlossen.

Beros Brauen schossen in die Höhe. „Heiraten? Ich dachte, sie wäre die Tochter eines Ministerialen?“

„Konrads Ministeriale, seit der alte Friedrich tot ist. Theas Vater ist der Untervogt der Ländereien von Lorch.“

„Und du willst wirklich eine Unfreie heiraten?“, wiederholte Bero ungläubig. „Dass du es magst, wenn ein heißblütiges Madel dein Bett wärmt, das kann ich ja verstehen, aber dass du so weit unter deinem Stand heiraten willst ...“

„Ihr Vater hat das nötige Geld, um die Aussteuer zu zahlen“, sagte

Johann ruhig. „Und Konrad ist bereit, ihr einen Freibrief auszustellen. Er wird ihn mir in Salzburg aushändigen. Ich muss nur mit ihr und ihrem Vater an Pfingsten dorthin kommen. Es ist alles geregelt.“

Bero schwieg.

Unter seinem Blick fühlte sich Johann unbehaglich. Schnell drehte er sich um und lehnte sich mit dem Rücken an die Reling, vermied es, in Beros bohrenden Augen zu sehen. Ein junger Seemann kam an ihnen vorbei, wischte das Deck. Ein weiterer kletterte rechts von ihnen die Seile hoch zum Ausguck. An der Reling gegenüber unterhielten sich zwei Kaufmänner. Die anderen waren vermutlich in ihren Kajüten oder dem gemeinsamen Schlafräum, je nachdem, wie viel sie für die Überfahrt bezahlt hatten. Nur der Kapitän thronte am Steuer.

„Der Stauer hat nichts dagegen einzuwenden?“

Johann schüttelte den Kopf.

Bero seufzte. „Er muss dich sehr lieb haben, unser werter König.“

Wenn er mich lieb gehabt hätte, hätte er mich nicht gezwungen, an diesem Krieg teilzunehmen, dachte Johann bitter. „Er hat es versprochen. Ich begleite ihn nach Jerusalem und im Gegenzug stellt er mir einen Freibrief für Theodora aus. Es waren genügend Zeugen zugegen. Konrad kann es sich nicht erlauben, sein Versprechen zu brechen.“

„Nun, aber du hast deines gebrochen.“

Überrascht starrte Johann ihn nun doch an.

Bero lächelte nachsichtig. „Wir sind nie nach Jerusalem gekommen. Und du bist nun nicht bei ihm geblieben. Hast du keine Angst, dass er sich anders entscheidet?“

Johann krallte die Finger in seinen Mantel. Zwischen zusammengebissenen Zähnen presste er hervor: „Das würde er nicht tun. Es spricht nichts dagegen, dass ich Theodora heirate. Ihre Familie hat einen untadeligen Ruf. Sie hat sich nichts zu Schulden kommen lassen.“ Bis auf ihre Krankheit, aber von der wusste Gott sei Dank ja niemand!

„Nun, dann hast du keinen Grund, besorgt zu sein, oder?“ Er zwinkerte.

Johann schnaubte und zischte: „Davon verstehst du nichts, alter Mann!“ Er stieß sich von der Reling ab und ging auf die Tür zu, die

unter Deck führte.

„Wo willst du hin?“, rief Bero ihm nach.

„Ich schaue nach den Pferden!“ *Und lenke mich von deinen dummen Bemerkungen ab.* Zornig ballte er die Hand zur Faust. Wahrscheinlich war es genau das, was ihm Angst machte. Er war zu weit von Theodora entfernt, konnte sie nicht schützen. Hoffentlich hatten sich die Gedächtnisschwüde und die Nächte, in denen sie stöhnte und ächzte und ab und an zuckte, in Grenzen gehalten. Wenn irgendjemand etwas davon mitbekommen hatte ...

Hastig schüttelte er den Kopf und vertrieb den Gedanken. Konrad hatte versprochen, ihm den Freibrief auszustellen. Salzburg. In etwas mehr als zwei Monaten. Bald hatten sie es überstanden.